

# Freuds Utopie und die Aktualität der Psychoanalyse

## Zum 150. Geburtstag von Sigmund Freud

Freud wurde am 6. Mai 1856 geboren, im Todesjahr von Heinrich Heine. Seine Jugend in Wien war von einer Epoche bestimmt, in der die Utopie einer friedlichen, von Wissenschaft und Bildung getragenen, liberalen und multikulturellen Gesellschaft zum Greifen nahe schien. Seit 1848 hatte sich die Lage der Juden in der Donaumonarchie stetig verbessert, um 1867 waren alle Reste rechtlicher Diskriminierung aufgrund der Religionszugehörigkeit beseitigt worden (die bis dahin beispielsweise jüdische Hebammen in nichtjüdischen Haushalten verboten). Juden waren wählbar, sie stellten Bürgermeister der liberalen Partei, „jeder fleissige Judenknabe (trug) also das Ministerportefeuille in seiner Schultasche“, wie Freud in der "Traumdeutung" sagt.

Während der Gymnasialzeit Freuds (1865 – 1873) stieg die Zahl der jüdischen Schüler dort von 44 auf 73 Prozent, In den 80er Jahren war mindestens die Hälfte der Ärzte, der Journalisten und Anwälte in Wien jüdisch. Es war eine Aufbruchsstimmung ohne Gleichen; niemand konnte voraussehen, dass bald die Verfolgung der „Ungläubigen“ in weit bösartigerer Gestalt zurückkehren würde. Was Freud immer als seine „Weltanschauung“ verteidigt und zur Grundlage der psychoanalytischen Haltung gemacht hat, wurzelt in dieser politischen Situation.

Im vorliberalen Europa musste sich der Jude, dem die rechtlichen Einschränkungen lästig waren, taufen lassen. Eine solche Demütigung wäre in der liberalen Zukunft, in der engstirnige Tradition dem wissenschaftlichen Fortschritt weichen muss, den Juden erspart geblieben. Es gab eine gemeinsame Welt für sie und für alle anderen, die sich der Welt geistig bemächtigen wollten. In dieser spielten Glaube, Hautfarbe, Herkunft und Geschlecht keine Rolle mehr. Es waren freiere Zeiten als heute, denn Auschwitz kann aus der Welt nicht mehr hinausgedacht werden. Für Freud bedeutete der Satz: „Auch ich bin Jude geblieben“, den er neben die Selbstdefinition als "gottloser Jude" stellt, dass er es für verfehlt gehalten hätte, eine durch Geburt erworbene Religionszugehörigkeit gegen eine zufällig praktischere zu tauschen, sich also – wie noch Heine – aus Karrieregründen taufen zu lassen. Das war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für eine Karriere in Verwaltung oder Militär noch unabdingbar.

Seit der liberalen Wende in der Donaumonarchie schien die Möglichkeit greifbar nahe, solche Einschränkungen zu überwinden. Freud hat auf seine Weise für eine solche Zukunft gekämpft. Aus diesem Grund war für ihn auch der Bruch mit C.G. Jung so schmerzhaft. Er hatte die stürmische Hingabe des protestantischen Schweizers an die gemeinsame Sache als Zeichen genommen, dass die Psychoanalyse genau jene Bindungen schaffen könnte, von denen er als junger Wissenschaftler träumte.

Seine Söhne hat Freud nicht beschneiden lassen; er war hier einsichtiger als andere beschnittene Väter, die immer noch glauben, dieser verstümmelnde Brauch schade nicht. Er dachte als Gymnasiast daran, Jura zu studieren und Politiker zu werden. Was bewog Freud, diese erste Berufswahl aufzugeben und sich für die Rolle des Naturforschers und Heilers zu entscheiden? Nach seiner eigenen Aussage war es ein Vortrag von Goethes Hymnus "Die Natur" im Jahr 1873. In diesem Werk preist der Autor ein mütterliches Wesen, grandios und unbestimmt; was er Natur nennt, könnte geradesogut Gott, Schicksal, Vorsehung oder Es

heißen:

"Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie da, was war, kommt nicht wieder: Alles ist neue und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie....

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Die Menschen sind alle in ihr, und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken...

Sie hat mich hineingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst."

Dieser Text wurde wohl nicht von Goethe verfaßt. Er hat ihn adoptiert, wie ein Maler, der im Alter ein Bild signiert, das von ihm sein könnte, obwohl er sich nicht daran erinnert, es gemalt zu haben. In einem späteren Zusatz schreibt Goethe: "Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte." Zudem war der Text "von einer wohlbekannten Hand geschrieben, deren ich mich in den achziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte."

## **Psychoanalyse als Sekte?**

Die Psychoanalyse ist aus einer Polemik gegen die Hypnose und gegen eine biologisch-resignative Nervenheilkunde hervorgegangen. Sie war durch die frühen Abspaltungen von Alfred Adler und C.G.Jung in den Augen vieler Betrachter in die Nähe einer Sekte gerückt. Diese Situation hängt sowohl mit Freuds Persönlichkeit wie mit der unvermeidlichen inhaltlichen Auseinandersetzung zusammen, die Psychotherapeuten mit gesellschaftlichen Prozessen führen müssen.

Die meisten Geistes- oder Naturwissenschaften kommen einfach so daher, wie sie sind. Psychologie, Soziologie und ihre gemeinsame Tochter Psychotherapie hingegen tragen häufig Fahnen und singen Kampflieder. Diese sollen beweisen, dass sie sich als Natur- oder Geisteswissenschaft verstehen; meist gibt es irgendwo auch einen Feind, dem unterstellt wird, Tatsachen zu leugnen, sich in hartnäckigen Spekulationen zu ergehen oder den Flug der Schmetterlinge dadurch erforschen zu wollen, dass man die Länge ihrer Fühler misst.

Das von Freuds Schülern eingeleitete Bestreben der psychotherapeutischen Schulen, sich voneinander durch Aufnahme-rituale zu unterscheiden, hat dazu geführt, dass das Rad immer wieder neu erfunden und anders benannt wurde. So sprechen Analytiker von Übertragung, Verhaltenstherapeuten von der Beziehungsvariable. Die ersten fordern eine Lehranalyse, die zweiten verlangen therapeutenzentrierte Selbsterfahrung. Da ein Akademiker mehrere Jahre braucht, um beispielsweise einen Antrag auf tiefenpsychologisch fundierte Therapie so geschmeidig auszufüllen, wie professionelle Praxis eigentlich sein sollte (manche behaupten, sie würden es nie lernen), ist die Bereitschaft sehr gering, sich die Terminologie und das kasuistische Verständnis einer anderen Methode als der erlernten anzueigen.

Die Psychoanalyse ist heute in den meisten entwickelten Ländern vertreten. Sicher nimmt auch die Zahl der Psychoanalytiker nach wie vor zu. Aber andere therapeutische Schulen gewinnen

schneller neue Praktiker und haben inzwischen auch wohl mehr Einfluss auf die Behandlung seelischer Störungen als die Psychoanalytiker. Freilich sagt das wenig über den historischen Einfluss Freuds. Da seine Konzepte in anderer Terminologie immer wieder erfunden oder übernommen wurden, leistet er auch dort einen Beitrag, wo er als veraltet gilt.

Da die Zahl der Erkrankten in den industrialisierten Ländern durchweg schneller zunimmt als das Bevölkerungswachstum, die Ausgaben für das Gesundheitswesen aber wirtschaftliche Grenzen finden, muss die Psychoanalyse mit Verfahren konkurrieren, die behaupten, ökonomischer zu sein, d.h., in weniger Zeit ebensoviel zu erreichen. Suggestive und übende Verfahren, die schnelleren Erfolg versprechen, werden von Konkurrenten der Psychoanalyse der Öffentlichkeit und den kostenbewussten Gesundheitspolitikern als wissenschaftlich dokumentierter Fortschritt angedient. Wer an der Entwicklung der Psychotherapie interessiert ist, wird solche Streitigkeiten bedauern. Es wäre eine immense Verschwendung von Wissen, die psychoanalytische Forschung auszugrenzen, weil sie sich nicht in einen Doppelblindversuch zwingen lässt wie ein Medikament. Umgekehrt müssen sich die Analytiker damit abfinden, dass die Langzeitanalyse weder theoretisch noch praktisch der beste Weg ist, alle psychischen Störungen zu bekämpfen.

### **Freud als Kulturkritiker**

Einen Ort, wo die Psychoanalyse nicht nur nicht veraltet ist, sondern immer noch darauf wartet, entdeckt und ernst genommen zu werden, finden wir in ihrem Beitrag zur Kulturkritik. Wo die Analytiker sich auf Freud besinnen, kommen sie nicht daran vorbei, dass es ihre wichtigste Aufgabe ist, sich kritisch mit der Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Die Psychoanalyse ist keine reine Wissenschaft, sondern eine praktische, die in der Leben derer eindringt, die sie betreiben. Sie ist ein merkwürdiges Ding zwischen Poesie und Wissenschaft, praktischer Philosophie und psychologischer Forschung. Sie ist anders als andere Wissenschaften, was viele Kritiker dazu führt, sie zu misshandeln.

Tatsächlich beruhen analytische Einsichten auf einer sehr persönlichen und damit schmalen Erfahrungsbasis, die grandiose Entwürfe stützt. Aber wenn wir uns darauf einlassen, die menschliche Subjektivität zu erforschen, ist nicht mehr eine breite Basis, sondern eher eine möglichst nach allen Seiten offene und zugleich in die Tiefe gehende Methode von Nöten. Hier ist die Psychoanalyse unersetzlich, weil sie eine Haltung entwickelt hat, sich auf eine Person einzulassen und in ihre Geschichte, ihre Wünsche, ihre Gedanken, ihre Dynamik, ihr Selbstgefühl, ihre Hoffnungen und Ängste tiefer, geduldiger, weiter einzudringen, als es sonst üblich ist. Nur Künstler, Romanautoren oder Filmemacher erreichen Vergleichbares, allerdings ohne das der Psychoanalyse innewohnende, oft auch scheiternde Streben, das subjektiv Gefundene, Erfundene zu objektivieren, es mit naturwissenschaftlichen Qualitäten wie der Triebnatur und der menschlichen Evolution zu verknüpfen.

Wesentliche Qualitäten gewinnt die Psychoanalyse durch die Verbindung von Forschen und Heilen. Indem der psychologische Experte alles, was er an Einsicht in die Psyche seines Dialogpartner gewonnen hat, diesem möglichst gründlich und umfassend vermittelt, macht er ihn zum Komplizen in einem gemeinsamen Unternehmen, welches das Wissen beider vertieft und die sonst unweigerlich auftretenden Ermüdungserscheinungen bekämpft. Ohne diese praktische Aufgabe, die beiden Beteiligten immer wieder Glücksmomente vermittelt und Lösungen beschert, würde die Analyse an der Oberfläche bleiben. Die wirkliche Arbeit, die Erkenntnis des Analytikers beginnt erst dort, wo die exakte Wissenschaft aufhört und Illusion

oder Indoktrination dennoch nicht Platz greifen: Im Dialog mit einem Gegenüber, in der Suche nach einer lebensgeschichtlichen Wahrheit, die nicht objektiv sein kann, weil es Objektivität in einem Subjekt nicht gibt, aber auch nicht beliebig ist, denn sie wird durch den analytischen Prozess zwischen zwei Menschen bekräftigt, die sich bereit gefunden haben, sich an einer gemeinsamen Wahrheitssuche zu orientieren.

Das ist keineswegs unmöglich, auch wenn es nicht immer gelingt. Und es ist ebenso defensiv wie unnötig, wenn sich Analytiker damit verteidigen, nur wer eine Analyse absolviert habe, könne die Analyse verstehen. Das ist so sinnvoll, wie zu sagen, nur wer eine Beethovensonate spiele, könne sie genießen.

Die analytische Art, sich möglichst vorurteilslos in die menschliche Innenwelt zu vertiefen, Inhalte als Symbole zu nehmen, Metaphern zu entwickeln und wieder aufzugeben, Bilder mit Abstraktionen zu deuten und abstrakte Modelle bildhaft zu füllen hat ihren eigenen Rhythmus und ihre eigene Faszination. Sie führt uns zu einem Wissen, das wir anders nicht gewinnen werden.

Indem die Analyse erforscht, was einen Menschen krank macht oder sein Verhalten selbstzerstörerisch werden lässt, entwickelt sie immer auch ein Stück Heilung. Es ist eine Heilung durch Orientierung, wie wir etwa einen chronisch Vergifteten dadurch heilen können, dass wir ihm zeigen, wo er das Gift aufnimmt, wo er von ihm verschont bleibt und wie er es, wenn er es aufgenommen hat, schnell wieder ausscheiden kann.

Selten ist in einer Schrift gelassener und gleichzeitig rücksichtsloser über die menschliche Bedürftigkeit nach schnellen Lösungen diskutiert worden als in Sigmund Freuds 1927 erschienener Schrift „Die Zukunft einer Illusion“. Verglichen mit dem wenige Jahre später erschienen Essay über „Das Unbehagen in der Kultur“ wirkt Sigmund Freuds religionskritischer Essay optimistisch. Hier steht die berühmt gewordene Formulierung: „Wir mögen noch so oft betonen, der menschliche Intellekt sei kraftlos im Vergleich zum menschlichen Triebleben, und Recht damit haben. Aber es ist doch etwas Besonderes um diese Schwäche; die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör geschafft hat.“

Freud mußte die Veröffentlichung gegen den Widerspruch seiner politisch denkenden Mitstreiter in der psychoanalytischen Bewegung durchsetzen. Diese sahen die Etablierung der Analyse durch derlei Kulturkritik gefährdet, während ihr Gründer fürchtete, daß ohne klare Worte die psychotherapeutische Hilfe in ihrer kritischen Distanz zur Gesellschaft von der Medizin oder von der Seelsorge vereinnahmt und ihrer Eigenständigkeit beraubt werden könnte.

Freud war sich sicher, daß Religion die geistige Beweglichkeit der Wissenschaft nicht nur nicht gestalten kann, sondern sie lähmt. Er vergleicht sie mit einem Brauch, den Schädel von Kindern zu deformieren, welcher dann die Messungen der Anthropologen unmöglich macht. Wenn wir den betrüblichen Gegensatz zwischen der strahlenden Intelligenz eines gesunden Kindes und der Denkschwäche des durchschnittlichen Erwachsenen betrachten, müssen wir - so fordert er - doch erkennen, wieviel Schuld die religiöse Erziehung an solchen Verkümmern trägt. Die Psychoanalyse hat betont, daß es einen Unterschied gibt zwischen (lösbarem) neurotischen Elend und (unlösbarem) allgemeinem Leid. Sie bekämpfte die Versuchungen, wohlfeil zu trösten und illusionäre Hoffnung zu spenden. Das Menschenbild der Analyse soll von den Forderungen der Wissenschaft geprägt sein und diese in die Auseinandersetzung des Menschen mit seinen Ängsten und Nöten, mit Sexualwunsch und Aggressionslust hineinragen. Ziel ist eine Persönlichkeit, die so reif ist, daß sie ihre tierischen und kindlichen Seiten nicht verdrängt, sondern erkennt, ihnen nicht mit Verboten, sondern mit Entscheidungen begegnet. Gegenüber der biblischen Botschaft, daß schon der Gedanke an das Böse verwerflich ist, setzt

die Analyse eine ausdrückliche Erlaubnis. Jeder Mensch, nicht nur der Bösewicht, ist unmündig, verführbar, triebbestimmt. Aber jeder kann auch seine Gegenkräfte stärken, kann Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, Einsicht entwickeln, Selbstkritik üben, so daß ihn nicht plötzlich in Projektionen das unterdrückte Feindbild überfällt oder im Symptom ein fauler Kompromiß zwischen Wunsch und Zensur einschränkt.

Diese Haltung ist egalitär und emanzipatorisch. Nicht die Erbanlage, nicht Rasse, Religion, Kaste oder Stand prägen den Menschen, lassen uns den Gesunden vom Kranken unterscheiden. Das tut in erster Linie der zumindest potenziell lösbare Konflikt und die Verarbeitung der eigenen Geschichte. Niemand ist über seine Triebe erhaben, niemand kann sich selbst gänzlich erkennen; jeder aber ist in der Lage, seine Einsicht zu verbessern und so Einschränkungen zu überwinden, die ihm unbewußt gewordene Konflikte der Kindheit auferlegen.

Wo Freud noch beschreibt, daß keine emotionale Beziehung ohne Ambivalenz ist und jedes therapeutische Bemühen an Grenzen stößt, steigern sich die Versprechungen seiner Epigonen bis zur Neuprogrammierung des Geistes, zur Neugeburt des ganzen Adam und zum Durcharbeiten früherer Inkarnationen.

Was noch paradoxer ist: Es gibt Therapeuten, welche Freud den Gestus des schonungslosen Illusionskritikers aus der Hand genommen haben und mit ihm gegen die Tiefenpsychologie vorgehen. Sie sei nicht wissenschaftlich, beruhe nicht auf experimentell kontrollierten Beobachtungen. In vielen Einzelheiten ihrer Praxis hat diese Strömung die psychoanalytische Tradition geplündert; im Grundsatz aber wird Freuds Position zwischen Erfahrung und Theoriebildung zum haltlosen Spekulieren herabgesetzt.

Freud war eine widersprüchliche und komplexe Persönlichkeit von aussergewöhnlicher intellektueller Begabung, belastet durch eine grosse innere Unruhe, die er durch seine Nikotinsucht leidlich steuern konnte, einerseits kämpferisch-ehrgeizig und wahrheitsdurstig, andererseits auf ein hohes Mass an emotionaler Sicherheit angewiesen, wenn er auf der Höhe seiner Fähigkeiten funktionieren sollte. Er hat sich parallel zum Aufbau seiner revolutionären Theorie ein festes soziales Gehäuse gebaut: seine Familie, seine Kinder, seine Freunde, mit denen er samstags Tarock spielte, die (Brief)Freunde, mit denen er die „psychoanalytische Bewegung“ vorantrieb. Die „alten und dreckigen Götter“ seiner Sammlung bewachten ein Leben, das in äusserst regelmässigen Bahnen verlief. Freuds Leidenschaft, die Rätsel des Triebes, des Traumes, der Wahnbildungen Nervenkranker zu erforschen, hängt eng mit dem Bestreben zusammen, ein möglichst hohes Maß an Einblick in eben jene Aspekte des Lebens zu gewinnen, die sich menschlicher Kontrolle entziehen. Freuds Sammelleidenschaft für Kleinplastiken fügt sich in diese Haltung. Sie sind tastbar, sichtbar, ideale Übergangsobjekte im Sinn von Donald Winnicott.

Freud hatte Grosses im Sinn. Auf dem Umweg über die Wissenschaft verfolgte er politische Ziele. Er wollte das Programm des aufgeklärten Liberalismus umsetzen und eine Gesellschaft schaffen, in der allein die wissenschaftliche Rationalität herrscht und Menschen, die von etwas nichts wissen, sich bereitwillig einem Wissenden unterwerfen.

In der psychoanalytischen Bewegung versuchte Freud, diese Gesellschaft im Kleinen vorwegzunehmen. Daher war er von C.G.Jung so fasziniert – und so enttäuscht. Er hatte gehofft, die Enkel von Rabbinern und Pastoren könnten an einer gemeinsamen, von psychoanalytischem Wissen durchdrungenen und durch dieses Wissen human gemachten Zukunft bauen.

Selbst wenn wir eine Parallelwelt phantasieren, in der Freud und Jung Freunde bleiben, in der

Zürich, nicht London Freuds Zufluchtsstätte vor der Gestapo wird, können wir den viel grausameren Schlag gegen alles, was Freud gewollt und geglaubt hatte, nicht wegdenken. Es ist die rassistische Überwältigung seines einst geliebten Deutschland, vor der getaufte (wie Alfred Adler) und gottlose Juden in gleichem Masse fliehen mussten, wenn sie nicht Erniedrigung und Ermordung zum Opfer fallen wollten.

Erschienen 2006 in der Stuttgarter Zeitung